

DER HOVSGOL-SEE UND DER NATIONALPARK

Tourismus Es begann mit der Straße. Vor rund zehn Jahren wurde die Piste von Ulan-Bator an den Hovsgol-See befestigt. Die Anreise verkürzte sich von zwei Tagen auf vierzehn Stunden (wenn man nicht gleich das Flugzeug nach Moron nimmt). Die Besucherzahlen verzehnfachten sich. Das Klima ist im Sommer relativ mild, die Landschaft ideal zum Wandern, Reiten, Campen, Kanu- und Fahrradfahren und Angeln. „Wir wollen in fünf Jahren 200 000 mongolische und 100 000 internationale Touristen pro Jahr beherbergen“, sagt Myanganbuu Ochirkhuyag, der Vizegouverneur in Moron. Seit 1992 schon ist das Gebiet um den Hovsgol-See ein Nationalpark. Touristisch gut erschlossen ist mittlerweile das Südufer bei Hatgal, mit zahlreichen Jurten-Camps direkt am Wasser. Nomaden bieten Touristen auch die Möglichkeit, einige Zeit bei ihnen zu leben und zu arbeiten. Eine Straße sowie Schiffsverbindungen führen zur Siedlung Khankh am Nordufer, am Fuße des 3491 Meter hohen Burenkhaan Uul. Der Hovsgol-See und der Flughafen von Moron sind auch idealer Endpunkt von Reisen durch die Mongolei. Das Mongol Ecology Center, eine teils von der EU geförderte NGO, bemüht sich um die bessere Erschließung des Parks und seine nachhaltige Entwicklung, lässt Karten und Broschüren anfertigen und bildet Ranger aus. Eher mühsam zugänglich sind die Siedlung Ulan-Uul und der strikt geschützte Teil des Nationalparks westlich des Sees. Eine befestigte Straße gibt es nicht. Die Fahrt dauert sechs Stunden im Geländewagen. Dafür erwarten Besucher nahezu menschenleere Landschaften, Berge und Gletscher – und eine bewegte Geschichte: Bis vor wenigen Jahren war die Gegend noch weit weniger idyllisch. 2008 wurde in der Region Gold entdeckt. Tausende Ninja-Miners – so genannt, weil sie wie die Ninja-Turtles grüne Schalen auf dem Rücken tragen – strömten hierher und schürften illegal. „Niemand konnte sie aufhalten“, erinnert sich Parkchef Jal Tumursukh im Besucherzentrum von Ulan-Uul. Der Raubbau verschmutzte Flüsse und zerstörte Wälder, die hier nur langsam wachsen. Hinzu kam die soziale Verrohung durch Diebstahl, Raub und Prostitution. Der Staat verlor die Kontrolle.

„Einmal wurden zweihundert Polizisten in das Gebiet geschickt, aber mussten sich im Gänsemarsch wieder zurückziehen.“ Erst in den letzten Jahren bekam man das Problem in den Griff. „Wir müssen



jetzt kreativ werden, nicht mehr dem schnellen Geld nachrennen“, sagt Tumursukh – und ist zuversichtlich: „Unsere Vorfahren haben hier auch ohne die Minen gelebt.“ Touristen bieten sie neben viel Landschaft ein Paradies zum Fliegenfischen.

Anreise Mit Mongolian Airlines oder Aeroflot fliegen von allen größeren deutschen Flughäfen via Moskau nach Ulan-Bator. Mit Aero Mongolia und Hunnu Air weiter nach Moron fliegen. Flug rund 1000 Euro.

Weitere Informationen unter www.mongolec.org und www.lakehovsgolconservancy.org



Auch in der Mongolei gibt es Brauchtum und die dazu passende Kleidung. Hier auf dieser Waldlichtung bereitet sich die Hatgaler Jugend auf ein Ringkampfturnier vor.

Fotos Tin Fischer

FORTSETZUNG VON SEITE 81

Wer den See sucht

Klar, Schamanen seien nicht billig, bei schwierigen Entscheidungen blättere man schon mal den Gegenwert einer Ziege hin, meinte unser Fahrer mit Sonnenbrille und Silberkette – es besucht hier wirklich jeder Schamanen, selbst um zu fragen, wie lange ein Auto hält. Die Frage der Echtheit sah er pragmatisch: „Wenn der Schamane dreißig bis vierzig Prozent der Dinge weiß, die er nicht hätte wissen können, ist er echt.“

Der Schmächte traf auf ein grimmes Muskelpaket. Im Publikum trafen wir zufällig auf den buddhistischen Mönch von Hatgal. Er dürfte es nicht leicht haben, konkurriert er doch hier mit drei christlichen Missionaren und zehn bis zwanzig Schamanen. Der Schmächte hielt sich wacker, aber seine Griffe glitten wirkungslos ab. Zwar ging der Buddhismus in der Mongolei früh eine politisch geschickte Symbiose mit dem Schamanismus ein. Wie er zu den Schamanen stehe, wollte unsere Übersetzerin aber lieber nicht fragen. „Man weiß nie, wer uns im Publikum zuhört“, raunte sie. Wo Schamanen sind, da kriegen die Bäume Ohren. Der Schmächte stürzte in die Wiese. Aus der Kampf.

Die größten Ohren hatte allerdings Ono. Irgendwie bekam sie Wind von meinem Projekt – und stoppte es umgehend. „Wie willst du wissen, ob du einen echten oder falschen Schamanen vor dir hast?“, fragte sie wütend. Ich erwog, ihr den Dreißig-vierzig-Prozent-Trick zu verraten, ließ es aber. „Du könntest eine schlechte Erfahrung machen und abgezockt werden“, meinte sie. Sie sah die Echtheitsfrage natürlich auch ein wenig touristisch: Falsche Schamanen nehmen wehrlose Touristen aus, die rächen sich dann auf Tripadvisor, was das Rating des Sees insgesamt drückt. Ich erwiderte oralhaft: „Auch eine schlechte Erfahrung ist eine gute Erfahrung!“

Ono seufzte. Soll der Trottel seine Erfahrung machen. Sie bat den gemühtlichen Chef des Nationalparks, einen Schamanen zu empfehlen. Nur wollte der Chef natürlich einen echten vorschlagen, befand aber die meisten im Ort für ungeeignet. „Drei gute gibt es“, meinte er und begann sie anzurufen. Der erste war nicht da, der zweite mit der spirituellen Betreuung der Sonnenwende beschäftigt, und der dritte wiederholte sich oft. Das Alter.

Da klinkte sich der Vizegouverneur in das Gespräch ein. Er trug ein orangefar-

benes Polo-Shirt mit aufgestelltem Kragen und eine goldene Sonnenbrille und war ein tiefgläubiger Mann. Über Hatgal sagte er zwar, der Ort sei heilig, die wirklich guten Schamanen seien jedoch jenseits der Berge.

Eine sechsstündige Schlaglochtour trennt das Reich der mongolischen Schamanen von der nächsten befestigten Straße. Die Fahrt war eindringlicher als jede Meditation. Wie ein Absteigen in einen kargen, ruhigen Teil der Seele: Landschaft, in der nicht viel wächst, das einem die Sicht nimmt und das man durchdringen möchte. Hügel, die nur Wander-, aber keine Bergsteiger-Ambitionen auslösen. Auf der gesamten Strecke kamen uns vielleicht drei Autos entgegen. Drei Nomadenzelte haben wir passiert. Für ein paar seltene Stunden ruhte ich.

Und dann saß er vor mir in der Wiese. So viel Geschick Ono darin zeigte, mich vom Schamanismus fernzuhalten, so viel

Geschick zeigte sie nun, uns zusammenzubringen. Wir hatten bereits unser neues Camp nahe Ulan-Uul bezogen. Die Echtheit des Schamanen wurde damit bezeugt, dass er schon in der 14. Generation seinen Beruf ausübe. Er war ein Mann mit sanftem, faltigem Gesicht und feiner Stimme, aber er erklärte schnell, dass er ein schwarzer Schamane sei, einer, der die bösen Geister bekämpfe. „Die Natur ist wie der Mensch“, sagte er, als ich ihn fragte, wie er die Welt sehe, diese Wälder und Berge. „Sie ist emotional, manchmal aufgeregt, manchmal enttäuscht, manchmal dankbar. Wer sie zerstört, muss um Verzeihung bitten.“ Vor wenigen Jahren brach hier ein Goldrausch aus. Da sei der Natur schweres Leid angetan worden, sagte er und schaute mich plötzlich vorwurfsvoll an, als ich gedankenverloren an ein paar Gräser herumriss. Ich fragte ihn nach falschen Schamanen. „Ich habe gehört,

dass es in Ulan-Bator tausend von ihnen gibt“, sagte er ruhig. „Aber die Gesetze oben sind streng. Es ist das Jahr des Schafs. Falsche Schamanen, die mit falscher Absicht arbeiten, werden bestraft. Erste sind schon gestorben.“ Ich ließ die Gräser fallen und bedankte mich für das Gespräch.

Hatte er gesagt, dass auf falschen Schamanismus der Tod steht? Die Spirituellen in unserer Gruppe schienen sehr angetan. Mich machte es ratlos. Doch Ono entfaltete nun ihr gesamtes Organisationstalent. „Wir gehen los!“, sagte sie abends, als das Lagerfeuer erloschen war. Wir fuhren zu einem Einfamilienhaus im Dorf, zum nächsten Schamanen. Die wenigen Möbel und die Waschmaschine waren zur Seite geschoben, neben dem Fernseher stand eine Art Altar. Wir setzten uns in einen Kreis, jeder zahlte umgerechnet zehn Euro. Wer Antworten auf Lebensfragen

wollte, konnte sie stellen. Dann machte die Frau das Licht aus, die Kinder verzogen sich an die Wände, und der Mann, der eben noch kommentarlos in seinen Adiletten herumließ, warf sich ein Federkostüm über und begann sich in Trance zu trommeln.

Es war düster, laut und dauerte lange. Er kicherte böse. Dann zog mich seine Frau zu ihm. Ich musste ihn an den Zotteln seiner Verkleidung halten und mich damit peitschen lassen. Seine Frau übersetzte ins Mongolische, was er in Zungen sagte, unsere Übersetzerin schrieb mit, was er – beziehungsweise sie – über mich aus dem Jenseits vernahm.

Erst zurück im Auto, erklärte unsere Übersetzerin, was der Schamane vernahm. Ob es die Dreißig-vierzig-Prozent-Regel erfüllte? Die Übersetzungen variierten. Aber in einem Punkt hatte er wohl recht: „Er sagte, dass du ihn nur testen wolltest.“



Der große Hovsgol-See zieht alle an: Yaks (links), Jal Tumursukh (rechts unten), er ist Chef des Ulan-Taiga-Schutzgebiets. Und auch den Schamanen (oben).

